

RAINER LÖFFLER

**.. BLUT
DAMMERUNG**

THRILLER



Weltbild

Blutdämmerung

Der Autor

Rainer Löffler, geb. 1961 und im »Hauptberuf« technischer Kaufmann, begann mit dem Schreiben beim deutschen MADMagazin unter Herbert Feuerstein. Danach folgten einige erfolgreiche Science-Fiction-Romane für die Serien *Atlan* und *Perry Rhodan*. *Blutsommer* war sein erster Thriller um den Fallanalytiker Martin Abel. *Blutdämmerung* und *Der Näher* folgten.

Rainer Löffler lebt mit seiner Frau und drei Kindern in der Nähe von Stuttgart.

Rainer Löffler

Blutdämmerung

Thriller

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,

Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß

Umschlagmotiv: © Johannes Frick unter Verwendung von Motiven von Shutterstock

(© Kenneth Keifer, © kikujungboy, © Nik Merkulov)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-95973-669-5

2021 2020 2019 2018

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

PROLOG

Sechs Minuten noch. Sechs Minuten!

Du presst die Lippen zusammen, als du daran denkst, wie lange du noch warten musst. Du hast sie vor ein paar Wochen entdeckt, als dich deine wachsende innere Unruhe wieder hierhergetrieben hat. Für einen Moment hast du tatsächlich versucht, nicht hinzuschauen, ja, du hast es wirklich versucht!

Aber als du es dann doch getan hast, bist du zusammengesackt. Mein Gott, ist sie das tatsächlich? Deine nächste Braut, nach der du schon so lange suchst?

Sie ist nicht so groß wie deine Jeanny, und ihre Frisur stimmt ganz und gar nicht. Aber abgesehen davon ist sie so nah dran wie noch keine vor ihr.

Das Lachen. Die hervorstehenden Rippen. Und vor allem die Füße.

Nabe am Ideal. Allein schon der Gedanke an die Dinge, die du mit ihr tun wirst, lässt dich schwindeln.

Während du dich mit der Seilbahn in gemächlichem Tempo der optimalen Position näherst, holst du dein Zoom-Fernglas aus dem Rucksack. Das Nikon hat eine bis zu 22-fache Vergrößerung. Das Sichtfeld ist zwar recht klein, aber es hat dir bereits unschätzbare Dienste erwiesen. Du nimmst die Schutzkappen ab, verbirgst das Fernglas unter der linken Achsel und wartest, bis das Mädchen ins Blickfeld kommt.

Die Aussicht rüber nach Deutz interessiert dich dabei nicht. Weder der Dom noch die Hohenzollernbrücke und auch nicht der Rheinpark.

Du bist heute hier, um eine Entscheidung zu treffen.

Die folgenden Minuten kommen dir vor wie eine Ewigkeit. Aber wenn es sein muss, dann kannst du warten. Trotz der Gier, die in dir tobt.

Dann endlich ist es so weit. Gleich wirst du sie sehen. Du bist sicher, dass sie da ist. Immer montags und immer zwischen drei und vier Uhr nachmittags ist sie bisher gekommen. Also wird sie dich auch heute nicht enttäuschen. Es muss so sein!

Vorsichtig schaut du dich noch einmal um, dann setzt du das Fernglas an die Augen. Du hast nur ein paar Sekunden, in denen du sie beobachten kannst, du musst also schnell und präzise arbeiten. Wenn du patzt, ist der kostbare Moment für immer vorbei.

Sorgfältig beginnst du, das Gelände abzusuchen. Dein Blick rast über das Gelände, verschwommenes Grün, wertlose Details, nicht das, was du suchst. Du musst dich konzentrieren.

Du presst die Okulargummis so fest gegen deine Augen, dass es schmerzt. Du brauchst einen Fixpunkt. Etwas, woran du dich orientieren kannst ...

Da ist sie! Sie schaut direkt hinauf zu dir, gerade so, als hätte sie auf dich gewartet! Ihr Gesicht füllt das ganze Blickfeld aus. Herrlich. Und sie ist Jeanny wirklich ähnlich, obwohl das am Ende doch gar keine so große Rolle spielt.

Geht doch nichts über pünktliche Frauen, denkst du zufrieden, lässt den Blick an dem göttlichen Körper hoch und runter wandern. Aufmerksam beobachtest du die Szene, die sich unter dir abspielt. Du hast nur wenige Augenblicke und musst dir deiner Sache absolut sicher sein. Deine Hände zittern, während du das Mädchen fokussierst.

Doch. Das Miststück hat es tatsächlich getan. Etwas, das

auch Jeanny in ihrer Schamlosigkeit getan hätte! Hättest du das nicht verdammt noch mal voraussehen müssen? Bei einem Mädchen, das sich hier fast nackt herumtreibt? Wahrscheinlich kommst du nicht daran vorbei, deine Strategie komplett zu überdenken. Solange du deine Liebchen an so einem Ort suchst, ist es kein Wunder, dass du es mit verluderten Biestern zu tun bekommst.

Ärgerlich willst du das Fernglas wieder zurück in den Rucksack packen, als du plötzlich zögerst.

Sie sieht Jeanny tatsächlich ausgesprochen ähnlich. Und die Beine sind unglaublich. Und du hast ja deine Spiegel. Wenn du es richtig anstellst, würdest du es so hinkriegen, dass es alles Bisherige übertrifft. Willst du dir das wirklich entgehen lassen?

Du setzt das Glas wieder an, aber der Moment ist vorbei, sie ist verschwunden. Trotzdem spürst du, dass die Entscheidung gefallen ist.

Du wirst sie dir nehmen und ihr diese Schweinereien austreiben. Ein für alle Mal.

*

Die Ausrüstung im Kofferraum des Toyota RAV4 polterte gegeneinander, als Benjamin Matthes den Wagen ruckartig runter von der Hauptstraße auf den schmalen Feldweg lenkte.

»Gute Idee«, meinte Sabrina Mahler und hielt sich am Handgriff über dem Beifahrerfenster fest. »Alles noch mal schön durchmischen, damit auch ganz bestimmt nichts heil bleibt.«

»Ach, mein Sonnenschein hat Angst?«, stichelte er. »Du

musst einfach in meiner Nähe bleiben, dann kann dir nichts passieren. Und die Ausrüstung kontrolliere ich sowieso vor jedem Tauchgang.«

»Na, wenn du das sagst!« Sabrina sah zum Fenster hinaus. Im nächsten Moment runzelte sie die Stirn. »Hey, war das nicht ein Betreten-Verboten-Schild? Wo zum Teufel bringst du mich hin, Bennie?«

»Ins Paradies, das hab ich doch gesagt. Mach dir keine Sorgen. Ist bloß ein kleines Naturschutzgebiet. Schön einsam. Und solange wir nicht auf einen Molch treten, passiert niemandem irgendwas«, fügte er hinzu, als er ihren skeptischen Gesichtsausdruck sah. Er kannte sie aus der Biologie-Vorlesung und wusste, dass sie eigentlich ziemlich taff war. Trotzdem wollte er auf keinen Fall riskieren, dass sie jetzt noch kalte Füße bekam. Gerade jetzt, wo die Sache anfang, spannend zu werden.

»Na gut, solange du mir versprichst, dass du nichts Illegales mit mir vorhast.« Sabrina sah ihn so übertrieben naiv an, dass Matthes lachen musste.

Er ließ den Wagen langsam im zweiten Gang den Weg entlangrollen, um möglichst wenig Lärm zu verursachen. Bis zur Siedlung waren es zwar zweihundert Meter, und ein bisschen Wald war auch dazwischen. Aber man konnte ja nie wissen, wer in Weidenpesch auf der Lauer lag. Militante Tierschützer gab es inzwischen fast überall.

Eine Minute später erreichten sie das Ufer des größten Teichs am Ginsterpfad, der durch einen schmalen Deich in zwei fast gleich große Hälften geteilt wurde. Die beiden Wasserflächen schimmerten so intensiv türkis, dass man sich fast wie in der Karibik vorkam.

»Mein Gott, das ist ja unglaublich hier«, rief Sabrina und sprang aus dem Wagen. Verträumt breitete sie die Arme aus und hielt das Gesicht in die heiÙe Nachmittagssonne. »Jetzt weiÙ ich, was du mit Paradies gemeint hast!«

»Alles nur für dich.« Er lächelte zufrieden. Offenbar hatte er den richtigen Ausflugsort ausgesucht. Das konnte ja noch ein richtig netter Abend werden.

»Ich fahre den Wagen ans Wasser, dann müssen wir die Flaschen nicht so weit tragen.« Er legte den Rückwärtsgang ein und fuhr bis kurz vor den Kiesstrand des tieferen der beiden Seen, zwischen zwei Büsche. Falls doch jemand vom Ordnungsamt Patrouille lief, blieben sie so vielleicht verborgen. Und wenn nicht, war ihm der Spaß mit Sabrina das BuÙgeld allemal wert.

Er stieg aus, öffnete die Heckklappe des SUV und begann mit dem Ausladen. Die Taschen mit der Tauchausrüstung stellte er auf den Boden, aber die schweren Sauerstoffflaschen ließ er im Wagen. So konnten sie sie leichter aufsetzen und umschnallen, wenn sie in den Anzügen steckten.

Sabrina kam zum Wagen und schaute interessiert zu, wie er die Sachen aus den Taschen holte und damit zwei getrennte Stapel bildete. Dabei blieb ihr sein muskulöser Körper ebenso wenig verborgen wie sein neugieriger Blick auf ihre braungebrannten Beine. Sie war mit ihm zwar erst zweimal abends aus gewesen, beide Male in einer Gruppe. Aber offenbar hatte sie einen bleibenden Eindruck bei ihm hinterlassen. Er allerdings auch bei ihr ...

»Schau mal, ich bin schon auf alles vorbereitet«, sagte sie und begann das Kleid langsam aufzuknöpfen. Matthes richtete sich auf und schaute lächelnd zu, wie sie einen Knopf

nach dem anderem öffnete. Als sie damit fertig war, ließ sie das Kleid einfach fallen. Der Bikini darunter war der knappste, den sie besaß.

»Ups! Es ist aber auch so was von heiß hier«, sagte sie, wedelte mit der Hand vor ihrem Gesicht und kicherte.

»Das kannst du laut sagen!« Fasziniert betrachtete er ihre Figur. Er hatte sich ja viel ausgemalt, als er die vergangenen Tage an sie gedacht hatte, aber so perfekt hatte er sie sich nicht vorgestellt. Was für eine unglaubliche Figur. Er machte einen schnellen Schritt auf sie zu und nahm sie fordernd in die Arme. Als er sah, dass sie leicht ihre Lippen öffnete, zog er sie an sich und küsste sie. Oh Mann, wie lange hatte er darauf warten müssen! Und wie gut sie schmeckte!

Schließlich löste sich Sabrina aus seinem Griff und schob ihn kokett weg. »Ich glaube, du brauchst dringend eine Abkühlung, sonst wird das nichts mehr mit dem Tauchen. Du weißt doch, dass es erst mein zweites Mal ist, und wolltest mir ein bisschen was beibringen.«

Matthes lachte. »Na dann los!«

Er reichte ihr nacheinander ihren Overall mit Kapuze, die Trierweste mit den Bleigewichten, die Maske und das Tauchermesser. Obwohl es ihm schwerfiel, sich nicht von ihrem Körper ablenken zu lassen, überwachte er jeden ihrer Schritte genau. Er hatte seinen Rescue Diver schon vor drei Jahren gemacht, aber Sabrina war im Prinzip tatsächlich eine komplette Anfängerin. Er war also für sie verantwortlich. Matthes kontrollierte deshalb sorgsam den Sitz ihres Overalls und half ihr beim Anlegen der Sauerstoffflasche. Auch den Tauchcomputer überprüfte er, ebenso die Funktion des Inflators. Zum Schluss reichte er ihr eine Taucherlampe zum Einhängen an ihrer Weste.

»Muss ich die Kapuze wirklich anziehen«, fragte sie und zog einen Schmollmund. »Das ist doch Gift für meine Frisur.« Sie griff in ihre vollen blonden Locken und schien darüber nachzudenken, was diesen mit dem engen Überzug alles angetan würde.

»Ja, zieh sie lieber über. Ich habe keine Ahnung, ob es in dem See eine Sprungschicht gibt, unter der es plötzlich kalt wird. Und um deine Frisur mach dir mal keine Sorgen. Die kommt heute vermutlich ohnehin noch durcheinander.«

»Ach ja?« Sie zog die Kapuze über den Kopf, konnte ein Grinsen aber nicht ganz unterdrücken.

Anschließend legte Matthes seinen Anzug an. Während die Sachen von Sabrina ausgeliehen waren, hatte er mittlerweile sein eigenes Equipment. In den Sommermonaten war er inzwischen fast jede Woche im Fühlinger See auf Tauchgang, die Anschaffung hatte sich also längst gelohnt.

Als er fertig war, schlüpfte er in seine Weste, die mit der Flasche im Kofferraum des Wagens stand. »So, jetzt wird's kurz lustig«, sagte er und begann, mit den Tauchflossen in der Hand in den See hineinzulaufen. »Sieht zwar ein bisschen komisch aus, wenn man mit dem schweren Zeug gehen muss, aber dafür können wir gleich schweben.«

Sabrina folgte ihm nach vorne gebeugt, um das Gewicht der Sauerstoffflaschen auszugleichen. Da der Boden recht steil abfiel, konnten sie sich schon nach wenigen Metern hinsetzen, sodass ihnen das Wasser bis zu den Schultern stand. Lachend zogen sie ihre Taucherflossen an.

»Okay, du weißt noch, wie der Tauchcomputer und das mit der Tarierung funktioniert?«

»Das bekomme ich gerade noch hin. Mein Resortkurs in

Thailand ist zwar schon ein Jahr her, aber so was vergisst man nicht.«

»Na, dann komm. Der See ist nur zehn oder zwölf Meter tief, da reicht die Luft locker eine Stunde. Du brauchst hier beim Auftauchen auch nicht zu dekomprimieren, mach einfach langsam, und halte auf keinen Fall die Luft an, sonst reißt deine Lunge. Okay, wir gehen jetzt also erst mal auf zwei Meter, damit du dich wieder an die Ausrüstung gewöhnen kannst. Dann geht's langsam abwärts, und wir drehen ein paar Runden. Das hier ist eine alte Kiesgrube, außer Kröten und Wasserpflanzen wird's also vermutlich nicht viel zu sehen geben. Aber vielleicht haben wir auch Glück und finden einen verschollenen Piratenschatz?« Er zwinkerte ihr verschwörerisch zu.

Sabrina war sofort von der Stille unter Wasser gefangen. Von einer Sekunde zur anderen gab es keine zwitschernden Vögel und kein Bäumerauschen mehr, sondern nur noch das Blubbern der ausgeatmeten Luft. Schon als Kind im Freibad hatte es sie fasziniert, wie still es unter Wasser war. Aber da hatte es immer noch das dumpfe Planschen und Schreien anderer Kinder gegeben.

Hier in diesem See jedoch gab es fast nichts.

Das Wasser war überraschend klar, sodass sie dicht unter der Wasseroberfläche sehr deutlich sehen konnte. Auch Matthes, der sich zwei Meter neben ihr befand und die Tarrierung seiner Taucherweste einstellte, konnte sie gut erkennen. Sie schwamm ein kleines Stück in den See hinaus und drehte sich dabei spielerisch um die eigene Achse, sodass sie Matthes abwechselnd den Rücken und das Gesicht zudrehte. Als sie langsam tiefer sank und der Druckschmerz im Kopf

zunahm, presste sie ihre Nase zu und blies ihre Ohren frei. Sofort war der Schmerz verschwunden.

Matthes hatte sie dabei beobachtet und formte Daumen und Zeigefinger der rechten Hand zu einem Kreis – alles in Ordnung. Dann zeigte er mit dem Daumen nach unten. Sie signalisierte ebenfalls ein Okay und tauchte tiefer.

Mit jedem Meter, den sie hinabsanken, wurde die Sicht schlechter. Als sie auf acht Metern waren, konnte sie gerade noch eine Körperlänge weit sehen, und das Wasser wurde plötzlich deutlich kälter. Als sie zur Seite schaute, bewegte Matthes den rechten Arm vor und zurück: Sie sollte die Tiefe halten. Sabrina signalisierte erneut ein Okay und schwamm dann vorsichtig weiter. Solange sie keinen Druck auf den Ohren bekam, konnte sie davon ausgehen, dass sie nicht tiefer sank. Sie beachtete ihren Tauchcomputer daher vorerst nicht mehr, sondern paddelte mit langsamen und fließenden Bewegungen voran.

Wenige Meter weiter – sie vermutete, dass sie ungefähr die Mitte des Sees erreicht hatten – schälte sich plötzlich eine schräg im Wasser stehende Kontur aus dem Halbdunkel. Matthes und sie verharren kurz, dann schwammen sie neugierig darauf zu. Zunächst hielt Sabrina das unbekannte Ding für einen Baumstamm, doch als sie näher kamen, erkannte sie, was es war: das vollkommen mit Algen überwachsene Stahlgerippe eines alten Kiesbaggerauslegers.

Matthes wusste, dass die Teiche und Seen am Ginsterpfad ehemalige Kiesgruben waren, die man überall in der Gegend für Bauzwecke ausgehoben hatte. In diesem See hatte man offenbar nicht einmal schnell genug das Gerät wegräumen können, bevor alles voll Grundwasser lief. Er mochte diese

Zufallsfunde, denn nichts war unter Wasser interessanter als Dinge, die da nicht hingehörten.

Langsam schwammen sie das letzte Stück zum Bagger hinüber. Matthes hielt sich an der Metallkonstruktion fest und spähte weiter nach unten. Was sich da wohl noch verbergen mochte? Er hatte durchaus Lust, es herauszufinden. Und genug Sauerstoff blieb ihnen definitiv, schließlich waren sie erst knapp zwanzig Minuten unterwegs.

Er signalisierte Sabrina, weiter runter zu gehen. Ihr Okay kam etwas zögerlich, aber das war vermutlich nur die Aufregung. Also begann er, sich langsam weiter nach unten vorzuarbeiten, immer dem Ausleger folgend. Weit konnte es bis zum Seegrund ja nicht mehr sein.

Sabrina musste noch drei Mal anhalten und den Druckausgleich machen, bis sie ganz unten waren. Hier war es bereits so dunkel, dass sie ihren Tauchpartner nur noch als Schemen ausmachen konnte, obwohl er kaum eine Armlänge entfernt war. Sie sah auf ihren Tauchcomputer und las fünfzehn Meter ab – der See war also tiefer als angenommen. Obwohl sie wusste, dass sie sich in einem völlig harmlosen Baggerloch befand, beunruhigte sie das Gefühl, praktisch nichts von ihrer direkten Umgebung sehen zu können. Wenn sie ehrlich war, wäre sie gern wieder aufgetaucht, so unheimlich war ihr zumute. Aber sie wollte sich auf keinen Fall vor Benjamin eine Blöße geben. Nicht heute.

Der Baggerarm ragte aus einer großen Plattform hervor, die zum Teil im Grund verborgen war. Benjamin merkte offenbar, dass sie sich nicht wohl fühlte, und signalisierte ihr, am Ausleger zu bleiben, während er sich die Plattform kurz näher anschaute. Dankbar blieb sie, wo sie war, und hielt

sich an dem Metallteil fest. Benjamin gab ein Okay und verschwand dann langsam in der Dunkelheit.

Da war sie nun. Auf dem Grund eines ihr unbekanntes Sees. Allein mit den wenigen Geräuschen der kalten und dunklen Unterwasserwelt. Allein mit ihren Gedanken. Ihren Ängsten.

Allein.

Sabrina schaute sich um. Außer dem rostigen, mit Algen überwucherten Bagger war nichts zu erkennen. Benjamin war von ihr aus gesehen nach links verschwunden und nicht mehr zu sehen. Rechts von sich konnte sie ein kleines Stück weit den Umriss der Plattform ausmachen, doch dahinter – absolute Dunkelheit. Sabrina rückte noch näher an den Ausleger heran, weil ihr das ein Gefühl von Sicherheit vermittelte. Verdammt, wo blieb Benjamin? Wenn sie doch nur etwas sehen könnte oder ihm ein Zeichen geben ...

Plötzlich fiel ihr die Taschenlampe ein, die er ihr gegeben hatte. Ihre rechte Hand tastete danach und fand sie sofort. Erleichtert schaltete sie sie ein. Als der helle Lichtstrahl durch das finstere Wasser fuhr, fühlte sie sich augenblicklich besser. Sie leuchtete nach links, dorthin, wo Benjamin verschwunden war. Vielleicht konnte sie ihn ja dadurch auf sich aufmerksam machen. Nachdem sie eine Weile mit der Taschenlampe herumgefuchelt hatte, hielt sie sie zur anderen Seite. Auch hier bewegte sich nichts, und sie wollte sich schon wieder abwenden, als der Lichtstrahl auf einen merkwürdig geformten Umriss traf.

Irgendetwas ragte dort hinten über den Rand der Plattform hinaus. Irgendetwas Großes und Dunkles.

Sabrina drehte sich einmal um ihre Längsachse: von Benjamin immer noch keine Spur. Sie überlegte kurz. Wenn sie zu

dem Objekt tauchte und nachsah, worum es sich handelte, könnte er den Schein ihrer Lampe mit Sicherheit sehen, wenn er in der Zwischenzeit zurückkam. Außerdem würde sie nur ein paar Sekunden weg sein – was sprach also dagegen?

Sie warf einen letzten Blick nach links und tauchte dann in die andere Richtung zum Rand der Plattform. Ein paar Flossenschläge genügten, und sie hatte die Distanz überwunden. Sabrina hielt ihre Lampe nach unten und strahlte das unförmige Ding an.

Was zur Hölle ist das? Der Gegenstand war etwa zwei Meter lang, schmal und komplett mit Algen überwuchert. Mit seinem oberen Ende hing er an der rostigen Kante der Plattform fest, der größere Teil ragte zum Seegrund hinunter.

Sie stutzte. Es sah fast so aus, als ob das Ding hier versenkt worden wäre und sich im Baggergestell verfangen hätte. Als sie sich genauer umsah, bemerkte sie unterhalb davon weitere, identische Gegenstände.

Vorsichtig entfernte sie die Algenschicht mit der linken Hand und stieß auf eine dicke Plastikplane. Als sie diese näher betastete, spürte sie darunter etwas Hartes. Jemand hatte etwas eingewickelt und in dem See versenkt. Bauschrott vielleicht? Sperrmüll?

Sabrina leuchtete die Plane über die ganze Länge ab und sah, dass eine Schnur darumgewickelt war. Sie war durch kräftige Metallösen am Rand der Plane gezogen und gut verzurrt worden.

Unschlüssig spähte sie in die Richtung, wo sie Benjamin vermutete, aber der ließ sich immer noch nicht blicken. *Egal*, dachte sie, obwohl sich ihr Puls angesichts des geheimnisvollen Fundes deutlich beschleunigt hatte. *Jetzt will ich es doch*

genau wissen! Sie nahm die Taschenlampe in die linke Hand und tastete nach dem Tauchermesser, das an ihrer Wade befestigt war. Sie zog es heraus und zerschnitt die Schnur mit einem kräftigen Ruck.

Obwohl durch das Wasser gebremst, schnellte die Plane förmlich auseinander. Gleichzeitig stiegen ein paar große Luftblasen daraus hervor und schwebten nach oben. Der Gegenstand darunter blieb noch verborgen, ein paar Handgriffe genügten jedoch, um ihn endgültig freizulegen.

Im ersten Moment dachte Sabrina, sie hätte eine riesige Glasflasche ausgepackt. Obwohl es hier unten fast kein Licht gab, schien die Oberfläche des Gegenstands zu glänzen. Sie strich mit ihrer Hand darüber. Das Objekt war tatsächlich vollkommen glatt.

Neugierig richtete sie die Taschenlampe darauf und erkannte, dass die glänzende Schicht nur eine Art Folie war, die das eigentliche Ding verbarg. Sie ging näher heran und sah darunter zu ihrer Verwunderung die Struktur einer hellen Textilie.

Merkwürdig. Ihr wollte beim besten Willen nichts aus Stoff einfallen, was jemand in einem See hätte versenken sollen. Kurzentschlossen zog sie erneut ihr Tauchermesser und stieß es in der Mitte des länglichen Dings durch die gespannte Folie. Sofort bildete sich ein Spalt, durch den Luftblasen hervorquollen. Ermutigt zog sie das Messer nach oben, wodurch sich der Spalt vergrößerte und tatsächlich etwas zum Vorschein kam, das wie ein dünnes, weißes Textilgewebe aussah. Sie schnitt weiter bis zum oberen Ende des Gegenstands und an seiner Rückseite noch ein Stück herunter. Dann steckte sie ihr Messer wieder weg und zog den Spalt in dem Plastik, so weit es ging, auseinander.

Im nächsten Moment hörte ihr Herz für Sekunden auf zu schlagen.

Befreit von der Umklammerung dauerte es nur wenige Sekunden, bis sich der Schleier auf dem Kopf der Toten im Wasser ausbreitete. Mit langsamen, anmutigen Bewegungen schwebte das Spitzengewebe um das bleiche Gesicht der Frau. Das künstliche Licht der Taschenlampe unterstrich die Blässe der Leiche noch, sodass sie in ihrem weißen Brautkleid aussah wie eine wunderschön drapierte Wachspuppe. Ihr weit aufgerissener Mund war wie zu einem letzten Schrei geöffnet.

Sabrina brauchte einige Augenblicke, bis sie begriff, was sie da anstarrte.

Mit einem Schrei stieß sie die Leiche von sich und begann wie wild zu strampeln, Luftblasen brodelten an ihrem Gesicht vorbei, während sie mit hektischen Flossenschlägen nach oben strebte.

Rauf, bloß rauf zum Licht! Ihre Arme ruderten wie rasend. Noch während sie mit erlahmenden Beinen Wasser trat, spürte sie plötzlich ein furchtbares Brennen in den Lungen. Trotzdem strampelte sie weiter, weg von der toten Frau in diesem Teufelssee und der rettenden Helligkeit über ihr entgegen.

Doch im selben Moment, als sie endlich die Wasseroberfläche durchstieß, zuckte ein furchtbarer Schmerz durch ihre Lunge. Für einen kurzen Moment sah sie in greifbarer Nähe das Ufer vor sich, verzweifelt streckte sie ihre Arme danach aus – dann schoss ein Schwall Blut aus ihrem Mund, und die Welt wurde schwarz.

*

18.50 Uhr, Polizeipräsidium Köln-Kalk, Walter-Pauli-Ring

Manchmal, an Tagen wie diesen, an denen er vor lauter Telefonaten und Besprechungen keine einzige Sekunde zum Nachdenken kam, konnte Konrad Greiner glauben, dass mit seinem Leben alles in Ordnung war.

Er erfüllte seine Aufgaben mit der von ihm erwarteten Präzision. Er stellte seine eigenen Bedürfnisse hinten denen anderer Menschen zurück, um Verbrecher zu jagen, die ihnen etwas angetan hatten. Und natürlich war er für jeden seiner Mitarbeiter rund um die Uhr ansprechbar.

Er funktionierte perfekt.

Oh ja, er funktionierte – aber glücklich war er nicht.

Niemand im KK II wusste das, und das sollte auch so bleiben. Trotzdem war es eine Tatsache, die ihn in jedem freien Augenblick beschäftigte.

Greiner saß in seinem schweren Ledersessel, die Hände über seinem mächtigen Bauch gefaltet. Die letzte Fallakte, die er heute durchgearbeitet hatte, lag vor ihm auf dem Schreibtisch, der ansonsten blitzblank aufgeräumt war. Greiner liebte Ordnung. Sie machte vieles so einfach. Und sie war ein mächtiges Instrument. Sein Talent für Ordnung hatte maßgeblich dazu beigetragen, dass er werden konnte, was er heute war: der von allen Seiten respektierte Erste Hauptkommissar mit einer beeindruckenden Aufklärungsquote.

Aber das war nur die eine Hälfte der Geschichte, die eine Hälfte seines Lebens. In der anderen herrschte Chaos statt Ordnung. In dieser Hälfte war er ein Versager, der es nicht

fertigbrachte, der Frau, die er liebte, den einzigen Wunsch zu erfüllen, den sie ihm gegenüber formulierte.

Greiner öffnete die oberste Schreibtischschublade und griff hinein. Er wusste blind, wo die Schokoriegel lagen. Rechts die mit Nüssen, links die mit Karamellcreme. Die mit Nüssen schmeckten ihm besser, aber Karamellcreme war effektiver: Die betäubende Wirkung des Zuckers setzte schneller ein. Und das war schließlich der Sinn dieser ungesunden Übung. Greiner nahm einen Riegel aus der linken Ecke, riss die Verpackung auf und verschlang ihn mit kaum zwei Bissen. Erleichtert lehnte er sich wieder zurück und genoss das süße Gefühl der Entspannung, das sich in seinem Körper ausbreitete. Im selben Augenblick wurde er jedoch zornig auf sich selbst, weil er zu dieser Ersatzbefriedigung wieder nicht hatte nein sagen können und dem wahren Grund für seine Frustration ausgewichen war.

Eine Sekunde lang überlegte er, ob er nicht ins Vorzimmer hinausgehen und mit Judith reden sollte, um das Problem ein für alle Mal aus der Welt zu schaffen. Dann fiel ihm ein, wie sein letzter Versuch ausgegangen war, und er sackte in sich zusammen.

Im nächsten Moment kam Judith mit einem Zettel in der Hand in sein Büro. Sie sah ihn ernst an.

Greiner sprang auf. »Judith! Ich ...«

Seine Assistentin unterbrach ihn kühl. »Egal, was du sagen willst: Lass es!«

»Können wir nicht wie zwei normale Menschen ...?«

»Sei still, lies das!« Judith Hofmann reichte ihm den Zettel und verschränkte die Arme. Ihrem Gesicht war nicht anzusehen, was sie dachte.

Greiner nahm widerwillig das Papier. Verzweifelt überlegte er, was er tun konnte. Als er ihrem Blick nicht länger standhielt, sah er auf den Zettel.

Er las den Text, einmal und gleich danach ungläubig ein zweites Mal. Als er die Bedeutung des Inhalts endlich akzeptiert hatte, ließ er sich langsam in seinen Sessel zurückfallen und starrte Judith fassungslos an.

»Großer Gott«, stieß er dann hervor. »Sag, dass das nicht wahr ist!«

*

ERSTER TAG

»Na, nervös?« Hannah tätschelte mit der Rechten Abels Oberschenkel, während sie mit der Linken ihren Wagen auf der holprigen A5 in der Spur hielt. Die Strecke von Freiburg nach Karlsruhe würde zweifellos ein Musterstück der Autobahnbaukunst werden. Wenn irgendwann mal die tausend Baustellen weg waren.

Martin Abel löste den Blick von der tristen Aussicht aus dem Beifahrerfenster und schaute Hannah an. Ihr sinnlicher Mund ließen ihn an den letzten Abend denken.

»Warum nervös? Ist doch nur ein ganz normaler Besuch bei meiner Ex-Frau in meinem Ex-Haus, wo wir darüber reden wollen, wie oft ich meine Ex-Kinder sehen darf.«

Hannah lächelte ihm aufmunternd zu. »Red keinen Stuss. Emilia und Phillip sind und bleiben deine Kinder. Das wird schon gutgehen. Seit du aus dem Krankenhaus raus bist, war Lisa doch kooperativ, oder?«

Abel antwortete nicht. Sie hatten sich zwar versprochen, immer offen über dieses Thema zu reden. Aber das hieß nicht, dass er gerne daran erinnert wurde, was der Serientäter in Köln letztes Jahr mit ihm angestellt hatte. Gerade heute nicht. Da hatte er genügend andere Probleme.

»Fahr einfach weiter, immer der Hölle entgegen«, sagte er schließlich. »Ich esse jetzt erst mal einen Apfel, damit ich nachher Georgs Gesicht besser ertrage. Auf leeren Magen packe ich das nicht.«

Das Haus lag in Steinenbronn, nicht weit von der Böblinger

Panzerkaserne. Eine ältere Doppelhaushälfte, die Abel – als es noch sein Haus gewesen war – mit großem Aufwand hatte renovieren lassen. Obwohl es an sich nichts Besonderes darstellte, war es doch der Ort, wo sich wichtige Abschnitte seines Lebens abgespielt hatten. Als Hannah vorfuhr, signalisierte ihm ein leichtes Ziehen in der Magengegend, dass noch nicht alles vergessen war. Sie gaben sich einen letzten Kuss und stiegen aus.

»Martin, Hannah«, rief Lisa, als sie lachend die Tür öffnete. »Ihr seid ja überpünktlich. Jetzt muss ich ganz schnell die Nudeln in den Topf werfen, damit es keine Beschwerden gibt. Hey, du siehst gut aus, Martin. Der Anzug steht dir, macht dich richtig schlank.«

»Du meinst sicher, er betont meine ohnehin vorhandene, natürliche Schlankheit.«

Sie lachte und drückte ihn herzlich, was ihm wegen Hannah ein wenig unangenehm war. Den spitzbübischen Blick, den sich die beiden zuwarfen, zeigte ihm aber, dass seine Sorgen überflüssig waren. Sie hatten sich während der letzten Monate angefreundet und telefonierten sogar regelmäßig. Abel wusste nicht, worüber sie dabei redeten, aber wahrscheinlich drehte sich alles, wie bei Frauen üblich, um die neueste Handtaschenmode und natürlich seine Sünden.

Abel warf einen beiläufigen Blick auf Georg, der hinter Lisa stand. Mitte vierzig, durchtrainiert und im Solarium zu gesunder Bräune geröstet. Seinen Tag verbrachte der Zahnarzt entweder in seiner Privatpraxis oder auf dem Golfplatz. Beides Orte, zu denen es Abel definitiv nicht hinzog.

Der Mann aus einer anderen Welt würdigte ihn wie immer bei ihren Besuchen keines Blickes. Abel begrüßte das. Innerhalb kürzester Zeit waren sie nämlich zu der stillen

Übereinkunft gekommen, dass sie am besten miteinander klarkamen, wenn sie sich ignorierten. Abel war für Georg ein Schandfleck im Leben seiner neuen Partnerin, über den man kein Wort verlor. Umgekehrt stellte Georg für Abel das dar, was er definitiv nicht sein konnte und auch nicht sein wollte.

Ein makelloser Lackaffe.

Dabei hatte sich Abel wirklich alle Mühe gegeben. Na ja, zumindest für seine Verhältnisse. So sah er darüber hinweg, dass Georg bei jedem ihrer Treffen von seinen neuesten Kochkursen nach Jamie Oliver schwärmte. Ebenso ignorierte er die blumigen Geschichten von seiner Aquarell-Phase und der nachfolgenden Hinwendung zur Ölmalerei. Auch die heroischen Beschreibungen der Tauchgänge am Roten Meer samt Begegnungen mit Hammerhaien konnten Abel nicht ernsthaft ärgern.

Unangenehm wurde es für ihn erst, als dieser Supermann begann, eine elektrische Gitarre samt Verstärker im Wohnzimmer aufzubauen und *Stairway to Heaven* zu spielen. Abels Hymne und das Lied, mit dem er sich selbst das Gitarrespielen beigebracht hatte, besudelt von einem miesen kleinen Angeber. Noch auf der Heimfahrt hatte Abel seine selbstgebrannte Rock-CD aus dem Fenster geworfen.

Aber selbst das hätte er zur Not noch ertragen. Hannah, Lisa und den Kindern zuliebe hätte er das geschafft. Richtig ernsthaft störte ihn an Georgs Verhalten nur eines: Dass er sich gegenüber Phillip und Emilia wie ein Ersatzvater aufspielte, der mehr zu sagen hatte als Abel.

Phillip stand neben Lisa und drückte seinem Vater freundschaftlich die Hand. Seine dunklen Haare waren verstrubbelt, wobei Abel nicht mit Sicherheit sagen konnte, ob er einfach ungekämmt war oder neumodisch gestylt. Mit seinen elf Jah-

ren war Phillip schon über eins fünfzig, es konnte also nicht mehr lange dauern, bis er seiner Mutter über den Kopf wuchs. Als Abel ihn in den Arm nehmen wollte, wich sein Sohn aus.

»Hey, das ist voll out!«

Abel strich ihm durchs Haar und lächelte. »Okay, Großer. Ich will dich natürlich auf keinen Fall blamieren. Nicht dass deine Kumpels das mitbekommen.«

Emilia stand hinter ihrem Bruder und damit direkt vor Georg. Sie war jetzt neun und ein sehr schmales Mädchen geblieben. Ihre goldenen Locken umrahmten ihr Gesicht wie das eines Engels. Abel bekam einen trockenen Mund, als er sah, wie ihre großen blauen Augen ihn traurig anblickten. Gleichzeitig stockte sein Herz, als er wie jedes Mal die frappierende Ähnlichkeit mit Sarah, ihrer toten Schwester, feststellte. *Mein Gott, wie schön sie ist!*

Abel beugte sich zu ihr hinunter. »Na, mein Schatz«, sagte er vorsichtig. »Willst du deinen Papa nicht in den Arm nehmen?«

Emilia sah zu Georg hoch, der ihr eine Hand fest auf die Schulter gelegt hatte, und rührte sich nicht von der Stelle. Abel versteifte sich.

»Hallo, Papa.«

»Wie geht es dir?«

Emilia zuckte mit den Achseln. »Gut.«

»Und was hast du heute schon so gemacht?«

Ein weiterer Blick zu Georg. »Gechillt.«

Abel ließ seinen Arm sinken. *Irgendetwas stimmt hier nicht.* Er sah Georg an, der unbeeindruckt zurückstarrte. Dann blickte er wieder zu Emilia, die die Lippen zusammenpresste und schwieg.

Bevor er der Sache nachgehen konnte, unterbrach Lisa seine

Gedanken. »Jetzt kommt doch rein«, sagte sie und zog ihn ins Haus. »Wo die Garderobe ist, weißt du ja sicher noch.«

Der restliche Nachmittag verlief so angenehm, wie das unter den gegebenen Umständen möglich war. Während Georg kochte, erzählte Lisa alte Geschichten, über die alle, außer Abel manchmal, lachten. Hannah hörte fasziniert zu und fragte nach weiteren Details aus seiner Vergangenheit. Georg lächelte währenddessen so jovial, als ob er der alleinige Grund dafür sei, dass Lisa mit dieser Zeit abgeschlossen hatte und nun endlich ein glückliches Leben führen konnte.

Martin Abel ertrug dies alles in dem Wissen, dass dieser Besuch wichtig war, wenn er die Kinder öfter sehen wollte als bisher. Er hatte sich jetzt schon so lange zusammengerissen und gezeigt, dass er absolut zuverlässig war, da würde er sich doch heute keine Blöße geben. Er musste nur die richtige Gelegenheit für seinen Vorstoß abwarten.

Die ganze Zeit über spürte er jedoch auch, dass irgendetwas in der Luft lag. Etwas Furchtbares, das er genau dann erfahren würde, wenn es ihm am meisten weh tat. Er sah es an den verschwörerischen Blicken, die Lisa und Georg sich ständig zuwarfen, und an den ernstesten Gesichtern seiner Kinder Emilia und Phillip.

Irgendwann, nachdem sie gegessen und Georgs Kochkünste angemessen bewundert hatten, fing Lisa an, den Tisch abzuräumen.

»Kommt, lasst uns ein bisschen auf dem Sofa rumlummeln und ein Glas Wein trinken. Wollt ihr nicht eine Flasche für uns aussuchen, Jungs?«, sagte sie an Georg und Martin gewandt. »Und ihr macht euch fertig fürs Bett, Kinder.«

Während Emilia und Phillip sich trollten, ging Georg zu

der großen offenen Küche, als ob es seine wäre. Abel folgte ihm unwillig. Er wusste noch genau, wie viele Küchenstudios er mit Lisa hatte besuchen müssen, bis sie sich endlich für diese wunderschöne, lackweiße Oberfläche entscheiden konnte. Mindestens genauso gut erinnerte er sich an den horrenden Preis, der ein tiefes Loch in ihre Kasse gerissen hatte. Umso weniger hatte er Lust, gerade hier jemandem hinterherzulaufen, den er nicht mochte.

Georg öffnete den Weinkühlschrank. »Weiß oder rot? Ist ja beides perfekt temperiert. Schon eine tolle Sache mit diesen getrennten Kühlzonen.«

»Ich weiß. Ich habe das Gerät gekauft.«

»Ach, stimmt, du hast ja früher mal hier gewohnt. Aber das ist ja zum Glück schon lange her.« Georg schaute nicht auf, als er sprach. Stattdessen zog er eine Flasche Rotwein aus dem Kühlschrank und las das Etikett. »Ah, ein Château Poujeaux. Hey, der Jahrgang eurer Scheidung! Na, das ist doch mal ein guter Tropfen.«

»Stimmt, den haben Lisa und ich immer getrunken, wenn wir uns einen gemütlichen Abend zu zweit machen wollten. Du weißt schon«, erklärte Abel. »Kostet dreißig Euro die Flasche, aber das ist er wert.«

Georg sah ihn nun doch an. Dann ging er mit dem Wein zur Küchentheke und holte den Korkenzieher aus einer Schublade. Als er den Korken aus dem Flaschenhals gezogen hatte, schnupperte er an der Unterseite. Unvermittelt hielt er ihn Abel hin. »Und?«

Abel roch an dem Korken. »Wunderbar, ich hole die Gläser.«

Georg rümpfte die Nase. »Sag mal, riechst du das nicht? Der Wein korkt.«

»Der Wein korkt nicht. Der ist nur ordentlich trocken, aber das muss bei dem so sein.«

Georg schüttelte mitleidig den Kopf. »Das Leben ist zu kurz, um schlechten Wein zu trinken, das hat schon Goethe gesagt.« Dann ging er zur Spüle und schüttete die Flasche weg. Martin Abel ließ er dabei keine Sekunde aus den Augen.

»Spinnst du?«, fragte Abel. »Der Wein kann nichts dafür, dass du keine Ahnung von einem guten Tropfen hast. Und was meine Kinder betrifft ...«

»*Deine* Kinder?« Georg runzelte die Stirn. »Sparen wir uns doch diese Mätzchen und reden wie erwachsene Menschen. Dir gehört hier nichts mehr, du bist ein ganz normaler Gast. Also sei froh, dass du das Haus noch betreten und ab und zu die Kinder sehen darfst.«

Er roch an der leeren Flasche und verzog das Gesicht. »Tja, dann hole ich mal etwas Ordentliches«, sagte er dann. »Mit verkorksten Sachen werde ich einfach nicht warm.« Er ging zurück zum Weinkühlschrank und zog die nächstbeste Flasche heraus. Ohne Abel weiter zu beachten, öffnete er sie und schlenderte zum Sofa, wo die anderen saßen.

Abel folgte mit ein paar Gläsern in der Hand und einer unglaublichen Wut im Bauch.

Als einige Minuten später die Kinder zum Gutenachtsagen kamen, hatte er sich wieder beruhigt. Phillip wollte sich immer noch nicht in den Arm nehmen lassen, aber Abel schaffte es, ihn trotzdem an sich zu ziehen. »Vergiss nicht«, sagte er leise, »dass du jetzt der Mann hier im Haus bist. Pass also immer gut auf unsere beiden Frauen auf. Klar?« Phillips Kinn hob sich ein wenig, und er nickte bestimmt. Georg trank derweil einen Schluck Wein und schien sich köstlich zu amüsieren.

Als Emilia zu Abel ans Sofa trat, nahm er sie dankbar in den Arm. Sie erwiderte seine Umarmung nicht so fest wie er, aber er spürte, wie sie sich leicht an ihn presste. Eine kleine Katze, die Schutz sucht.

Arme, zerbrechliche Emilia. Abel streichelte ihren Kopf und schnupperte an ihrem Haar, das so duftete, wie nur Kinderhaar es konnte.

»Versprich mir, dass du mich anrufst, wenn du mich brauchst?«, flüsterte er ihr so leise ins Ohr, dass es noch nicht mal Hannah hören konnte. »Okay, mein Schatz?«

Einige Sekunden nichts, dann ein winziges Nicken. Abel atmete erleichtert aus. Das Band zwischen ihnen war also noch da, und er wusste wieder, wie er den weiten Weg aus der Klinik in Köln und der langen Rehabilitation danach überhaupt hatte gehen können. Die Liebe zu Hannah und seinen Kindern hatte ungeahnte Kräfte in ihm freigesetzt.

»Zerdrück sie nicht«, riss ihn Lisa aus seinen Gedanken. »Sie wird noch gebraucht.«

Abel gab Emilia einen Klaps und löste sich unwillig von ihr. Nacheinander ging sie zu den anderen und wünschte ihnen eine gute Nacht. Dabei entging ihm nicht, dass Georg sie besonders innig und lange in die Arme nahm. Beim Hinausgehen blickte sie Abel ernst an und verschwand schließlich zusammen mit Phillip nach oben zu ihren Zimmern.

Abel spürte, dass es nun höchste Zeit war, Lisa sein Anliegen vorzubringen. Er lehnte sich zurück und überlegte, wie er es am besten formulieren sollte – da schlug Lisa mit einem kleinen Löffel ein paar Mal gegen ihr Weinglas.

Von einem Moment zum anderen waren alle Blicke auf sie gerichtet.